

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 17 (1886)

Artikel: Wanderlegenden aus der oberdeutschen Pestzeit von 1348 bis 1350

Autor: Rochholz, E.L.

Kapitel: 8: Die blutende Hostie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-27295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

erwähnt wurde, meinte der mit anwesende Herder humoristisch, er hoffe immer noch, es werde auch ihm einmal ein freigebiges Zwerglein einen solchen Ring oder Becher überbringen, der sich dann auf seine Familie fortvererde. K. A. Böttiger, Literar. Zustände und Zeitgenossen (1838) I, p. 231.

Kap. 8. Die blutende Hostie.

Ein Cistercienserabt versichert uns ausdrücklich, jenen Priester selbst gesehen zu haben, dessen unverstellte Herzenseinfalt so groß war, daß man ihn allgemein für einen Dümmling hielt, und der eben dabei zugleich ein weithin erschollenes Wunder veranlaßte. Während er durchaus nichts verabsäumte, was zu seinem Amte und namentlich zum täglichen Dienste beim heiligen Messopfer gehörte, zweifelte er gleichwohl im Herzen, ob denn bei der „Wandlung“ Gott wirklich in der Hostie die Menschheit annehme, und ob der konsekrierte Messwein wirklich Christi heiliges Blut werde. Er brachte daher einmal Hostie und Wein aus der Messe zur Probe mit heim und verschloß da Beides, um zu beobachten, ob es sich hier verwandeln würde. Als er am Abend des ersten Tages das Schränklein öffnete und bemerkte, daß die in den Kelch gelegten Hostienpartikel sich roth gerändert hatten, dachte er, dies könne wohl vom Kelchwein herrühren, und schloß bis auf weiteres wieder zu; allein am Morgen drauf hatte Alles durchaus Blutfarbe bekommen. Am zweiten Tage wurde es geronnenes Blut, dann zunehmend zu Fleisch und Gliedmaßen, am dritten endlich nahm es wirklich die Form eines Kindleins an, das sich bis zum Abend in allen Theilen förmlich ausgestaltete. Erschüttert durch diesen außerordentlichen Vorgang und rathlos über die Folgen seines Beginnens, kam er zu seinem Bischof, fiel ihm zu Füßen und bekannte unter heißen Reuethränen die frevelhafte Neugier. Allein der Kirchenfürst, der vordem schon über den linkischen Menschen sein mehrfaches Aergerniß gehabt, gab diesmal gar kein Gehör, sondern schob ihn ziemlich unsanft zur Thüre hinaus. Dies war übereilt und hart, darum legte sich jetzt ein Höherer ins Mittel. Warum, so fragte den Bischof des Nachts eine überirdische Stimme, warum hast du die reuige Beichte jenes Einfältigen nicht einmal anhören

mögen, während ich mir selbst so Ungeheuerliches habe von ihm gefallen lassen! Demuthsvoll erkannte der also Angeredete seine Pflicht, gleich in aller Frühe wurde der Priester herbeigerufen und einvernommen, alsdann giengs in Prozession mit Kreuz und Heiligtümern dem Pfarrhause zu. Hier fand man im Kelche das ausgestaltete Kindlein und trug es sofort unter höchster Andacht und Verehrung in die Kirche der Franziskaner. Da wird es noch heutigen Tages, in Kristall gefaßt, den Gläubigen vorgewiesen. Alle erblicken wirklich das Knäblein, doch fast Alle auf andere Weise: die einen sehen es am Kreuze hangend, die andern sehen den Geißelten, einige den Kreuztragenden, andere den Auferstandenen.

Eines der gelesensten Bücher des Mittelalters ist das legendarische Sammelwerk *Vitæ patrum*. Mit der Verpfanzung des Mönchsthums ins Abendland war dies Werk, aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt, namentlich in die Benediktinerstifte übergegangen und in seinem Umfange fortdauernd angewachsen. Seit dem 13. Jahrhundert ist es auch ins Mittelhochdeutsch übersetzt worden. Eine solche Verdeutschung, betitelt *Der Veter buoch*, ist nach der Breslauer Handschrift, durch Herm. Palm 1863 in der Bibliothek des Stuttg. Lit. Vereins no. LXXII herausgegeben. Daraus, S. 13, folgt hier der Vorläufer zu unserer Legende wörtlich.

Ein appet hiez anserius, der saget von einem einsidel, wie vollenkumen er was in sinem lebene; doch gloubet er nicht, das win und brot von des priesters worten verwandelt were in den waren lichnam und das ware blut unsers herren ihesu christi. Zu dem quamen zwene heilige eppete und sprachen: Vater, du salt glouben nach der christenheit lere. Got machte adamen nach sime bilde von luterre erden, das mac nieman widerreden. Der selbe got machet ouch dise wandelunge der christenheit alle tage ze troste und ze helfe eigenlichen und werlichen. Der einsidel was nicht geleret und sprach: Ich muz das mit den ougen sehen, oder ich mac sin nicht glouben. Sie sahen, das ers in einvaldet und hiezen in got biten in siner celle ane underlaz acht tage, das er im die heilekeit geruchte offen. Das tet er und sie beide mit im, und was irre drier gebet also: Herre ihesu christe! du weist das dirre bruder von siner einvaligkeit din heiligkeit nicht erkennen mac; laz in sin arbeiten nicht verliezen und gib im zu

sehene, als du bist. Nôch acht tagen sazen sie drie entsamet bie dem altare unde tet unser herre ir ougen uf und sahen, das unsers herren brot verwandelt wart z'eime Kindeline und lac uf dem altare, do der priester ez teilen solde. Do kom ein engel mit einem mezzer und zersneit ez und enpfienç sin blut in den kelch und teilte das Kindelin durch alle sine lide, den luten zu sehene. Do der alte solde unsers herren lichnam enpfahen, do sach er, das der priester im alleine blutic vleisch bot, und er sprach vorchtiglichen: Herre got! ich gloube mit aller miner macht, das brot und win in dinen lichanamen und in din heiliges blut verwandelt wirt. Do enpfienç er unsers herren lichnam in brotes glichnisse mit grozer andacht und vuren vrolichen widir heym.

Diese Erzählung liegt uns zugleich lateinisch vor in einer vom Jahre 1340 datirten Pergament-Quartschrift des Cisterzienserklosters Wettingen, jetzt auf der aargauischen Kantonsbibliothek, bezeichnet MS. Bibl. Wett. 7. Die Geschichte steht hier auf Blatt 68 b, ist betitelt *De quodam Solitario*, und beginnt: *Maius est peccatorem converti ad dominum, quam mortuum viuificare.*

Gegen den in diesen Legenden vorgetragenen Glauben, als werde in der konsekrierten Hostie die Gottheit leiblich und anatomisch gliedweise genossen, verwahrt sich im 13. Jahrhundert der deutsche Wanderprediger Berthold von Regensburg (Ausg. v. Pfeiffer-Strobl II, p. 270) aufs Äußerste. Er sagt, scheinbar von den Zuhörern befragt und ihnen antwortend:

„Wie mac aber daz gesin, daz sich der grôze verbirget in einer kleinen oblaten?“ Ez mac gar wol gesin. Als daz als grôzer gewalt ist in einem kleinen herzen, daz kûme als grôz ist als ein füst, daz im alliu rîche undertænic sint als dem keiser, also ouch lœt sich got besliezen in einer oblaten. „Nû, warumbe lœt er sich niht sehen, als er ist?“ Daz vergelte got im selben! Wer möchte ein rôez fleisch geniezen oder rôez bluot getrinken? Wer möchte einem Kindelin sîn houbetlin oder siniu hendelin oder siniu füezelin abe gebizen!

Hier ist indefß die Legendensippe von den blutenden Hostien erst noch näher zu betrachten.

Während Papst Urban IV. im J. 1264 sich zu Civita Vecchia aufhielt, ereignete sich in dem benachbarten Bolsena folgendes Mess-

wunder. Als ein Priester daselbst die Bestandtheile des Abendmahls einsegnete, indefß er selbst zugleich an der Wahrheit der Brodverwandlung zweifelte, fielen Blutstropfen auf sein Linnengewand herab. Er wollte dieselben verbergen, indem er die Albe rasch in Falten legte, bewirkte aber damit, daß sich nur noch mehr blutige Abdrücke einer Hostie auf dem Gewande abbildeten. Dieser Rock wurde bis auf die neuesten Zeiten zu Civita Vecchia als Kirchenreliquie vorgezeigt. Das Ereigniß aber bewog Urban noch im gleichen Jahre, die Einführung des Fronleichnamsfestes, gegen die er sich bis dahin gesträubt hatte, durch eine besondere Bulle für die ganze katholische Kirche anzurufen. Urban starb zwar schon zwei Monate nach seinem Erlaß und die befohlene Feier stockte, allein Clemens V. stellte sie im Jahr 1311 auf der Kirchenversammlung zu Vienne wieder her, Urbans Bulle hiefür wiederholend.

Gleichwie die Sage eine wandernde ist, so hat sich auch obige Legende an mehreren Orten kirchlich aufgefrischt. In der Wallfahrtskirche zu Wallthüren in Franken wird ein Tüchlein mit dem hl. Blut verehrt, ein blutiges Christushaupt zeigend, umgeben von noch eilf gleichen Häuptern. Dieselben sind entstanden durch das Ungeschick eines dortigen Messpriesters, der bei der Wandlung 12 Tropfen Messweines auf das Corporale verschüttete. Bibra, Journal v. u. f. Deutschland I, 338.

Vielbewallfahrtet von Ablaß suchenden Pilgerschaaren und Bruderschaften sind heute noch die drei blutfarbnen Hostien in der Bergkirche zu Andechs in Oberbayern. Jede derselben hat ihre eigne Entstehungs- und Erwerbungs-Geschichte; hier genügt es, diejenige von der angeblich ältesten kurz zu berühren. Eine römische Matrone überbrachte dem Papst Gregor dem Gr. (um d. J. 600), da er die Messe zu lesen begann, das übliche Opfer von Brod und Wein. Als er nun am Schluß der Messe diesem Weibe das Abendmahl reichen wollte und sprach: Nimm hin den Leib Christi, — fieng sie zu lachen an und erklärte offenherzig, es ist lächerlich, daß du jenes Brod, welches ich kurz vorher habe backen lassen, den Leib Christi nennst. Als aber dann Gregor unter inständiger Anrufung des Himmels ihr das Brod abermals brach und hingab, blutete das-

selbe und zeigte ein incarnirtes Fingerglied, gleichsam der Ungläubigen den rechten Weg weisend. *

Der Messpriester in unsrer vorangestellten Originallegende, und der epische Held Parzival, bedichtet 1203 durch den fränkischen Ritter Wolfram von Eschenbach, sind zwei nächstverwandte Gottesgrübler und werden auf ganz gleiche Weise durch die vor ihren Augen sich wandelnde Wunderhostie über das von ihnen bezweifelte Mysterium belehrt. Beide gelten anfänglich als reine Dümmlinge und Thoren, die, sobald sie aus jugendlicher Dumpfheit aufwachen, dem Zweifel verfallen und an Gott irre werden. Beide kehren wieder zum Glauben zurück, geleitet durch dasselbe Symbol der materiellen Hostie, die dorten in der hl. Gralschüssel, hier im Messkelche liegend, sich zu allem Gedenkbaren umgestaltet, zu einem für jeden Menschen anders Sichtbaren, zu jeder in der gläubigen Vorstellungweise einheimischen Einzelheit. Schließlich legen dann beide denselben substantiellen Zeichen dieselbe Immaterialität, dieselbe Idee bei: Der Gottheit Menschwerdung im Brode, eine Einzeloffenbarung des Daseinsgeheimnisses.

So ganz nahe liegt unsrer einfachen Legende der Inhalt des großen Sagenkreises vom heiligen Gral, und zwar mit geschichtlich gutem Grunde. Denn seit dem 12. Jahrhundert war die Gralschüssel, nachdem sie bei Erstürmung Cäsareas 1101 durch die Kreuzfahrer erbeutet worden, in der Hauptkirche zu Genua aufbewahrt und da hoch verehrt; seit dem 13. Jahrhundert war der von Parzival entdeckte Gral ein deutsches Ritter-Epos; und schon seit dem Jahre 1336 war auch die französische Schrift von Manessier, worin die Grals-Erzählungen von Troyes inhaltlich zusammengefaßt und weiter ergänzt waren, bereits verdeutscht. (Uhland, in Schreibers

*) Cronica von dem hochw. u. löbl. heiltumb auf dem hl. berg Andechs in Obern Baiern, anno MDLXXII aufgezählt. Panzer, Beitr. z. Myth. I. (1848), no. 43.

Kurze Beschreib. der wunderbarlichen hl. 3 Hostien auf dem Berge Andechs etc. Ein Wallfahrtsbüchlein, o. J.

L. M. Eisenschmid, Gymnas.-Prof. zu Schweinfurt, Das röm. kathol. Meßbuch etc., geprüft u. gewürdigt. Neustadt a/d. Orla 1829, S. 252 ff.

A. Schöppner, Baier. Sagenbuch (1853) III, S. 216. — Martin v. Cochem, Lehrreich. History- u. Exempel-Buch, Augspurg u. Dillingen (1699) III, p. 527.

Sanctorale, d. i. 170 Predigten durch den Kapuziner-Pater Fr. Procopium. Salzburg 1666, 4°, S. 418.

Taschenb. f. Gesch. u. Alterth. in Süddeutschland II, 259.) Auf diesem dreifachen Wege also war einem süddeutschen Mönche von 1350 der Gralstoff zugänglich, abgerechnet die hiebei mit einschlägigen religiösen Meinungen der damals so zahlreichen kirchlichen Sekten, bezüglich des Geheimnisses der Substanzenverwandlungslehre. Jedoch unter wohlerwogner Selbstbeschränkung verlassen wir diese reizende Nebenseite der Betrachtung und wenden uns der Hauptsache zu, dem Sagenkreis vom Blutenden Brode.

Das ganze Alterthum war des Glaubens, seine frühesten Opferbrode seien entstanden als Stellvertreter und Ersatzmittel der Thier- und Menschenopfer und hätten demgemäß von letzteren theils den Namen, theils die Form und Farbe entlehnt. Die auf diese Meinung bezüglichen antiken Quellenstellen hat Lobeck im Aglaophamus II, 1079 ff. reichlich gesammelt. Unserm vorliegenden Zwecke genügen schon etliche wenige Beispiele über solcherlei antike Weihbrode, welche puppen- und kinderförmig gebacken wurden. „Bei den Opfern, sagt Servius (Aen. II, 116), wird oft der Schein für Wirklichkeit genommen; werden daher schwer zu beschaffende Thiere zum Opfer erforderl, so formt man dieselben von Brod oder Wachs, und bringt die Bildchen dar.“ Römischer Brauch war es, am Feste der Compitalischen Laren Puppen an Kreuzwegen aufzuhängen (Macrobius Sat. I, 7); oder Binsenmänner, statt wirklicher Männer, von der Tiberbrücke hinabzustürzen (Ovid. Fast. V, 621), und den Jupiter mit Zwiebel- und Mohnköpfen abzufinden. Von den römischen Gebildkuchen in Männchen- und Kinderform, welche bei Festus *maniae* und *maniolae* heißen, sagt Makrobius (I, 7. 8), sie seien zum Gedächtniß derjenigen Knabenopfer gebacken, die man unter Tarquinius Superbus der *Mania* dargebracht habe, der Göttermutter der Laren. Nach Abschaffung der Menschenopfer unter Junius Brutus habe man solcherlei Kinderfigürchen geteigt und sie in der Kinderstube als ein Schreckmittel für Unfolgsame aufgehängt. Dies waren jene bei Cicero (Attic. VI, 1) genannten *plangunculae*, d. i. Prügelbuben, weil man solchen Puppen die Schläge androhte oder scherhaft gab, die den Unartigen galten. Ja die schlecht bestellte röm. Etymologie bei Varro (de lingua lat. IV, 30) und bei Arnobius (VII, c. 8) leitet sogar das Wort *panis* (anstatt von *pavere*, *pavinis*) vom Namen Pan ab, in dem Fehlschlusse, das alltägliche

Speisebrod habe seinen Namen erst durch jene Pan- oder Panisken-förmigen Brodmännchen empfangen. Auch die Opferbrode der Juden waren Stellvertreter der blutigen Opfer gewesen und trugen darum noch die rothe Farbe an sich, „die Seele des Fleisches“ (3. Mos. 17, 11; 1. Mos. 9, 4); und so werden dieselben, nebst den andern jüdisch-gottesdienstlichen Üblichkeiten, auch auf die ersten Christengemeinden übergegangen sein. Aber wie schlimm wurde nun diesen letzteren ihr in gemeinsamer Andacht gepflogenes Essen der geweihten Kuchen alsbald ausgelegt. Der Römer, unter dem sie sich niedergelassen, sah in ihnen ohnedies nur die abgefallene Sekte des ihm so höchst verächtlichen Judenvolkes; Tacitus, Annal. 15, 44; ihr Geheimdienst stempelte sie ihm zu staatsgefährlichen Menschenfeinden, und als er nun gar mit angesehen haben wollte, wie sie beim Gottesdienste einen Knaben mit Mehl bestreuten, ersteckten, „alsdann zerrissen und stückweise unter sich verzehrten“, denunzirte er sie der Polizei als *infanticidae*. Einem so greulichen Falle begegnet man in der Schrift „Octavius“, einem christlich-heidnischen Dialog, verfaßt von M. Minucius Felix. Dieser römische Sachwalter, der genanntes Buch noch vor der zweiten Apologie des Justinus erscheinen ließ, also vor dem Jahre 166 (C. Rören, Programm der Rheinpreuß. Ritterakademie Bedburg, 1859), entwickelt darin, Kap. 9, eines jener Konversationsgespräche über Christenthum und Heidenthum, wie sie damals in den gebildeten Kreisen Roms häufig mögen geführt worden sein. Er läßt den Heiden Caecilius Natalis gegen die christliche Brüderschaft als gegen eine Konspiration sprechen, welche unter dem Deckmantel heiliger Bräuche die abscheulichsten Verbrechen begehe. Die Feier ihres christlichen Abendmahls läuft darauf hinaus — sagt er — daß die Versammlung ein armes kleines Kind mit Mehl überwirft, absticht, sein Blut leckt, den Körper gliederweise vertheilt und verzehrt.*

Aber sogar die Christen selbst in ihren gegenseitigen Dogmenkämpfen nahmen sodann diese Verleumdung auf. Philastrus von

* *Jam de initiandis tirunculis fabula tam detestanda quam nota est. Infans farre contectus, ut decipiatur incautos, apponitur ei, qui sacris imbuitur, is infans a tirunculo farris superficie, quasi ad immoxios ictus provocato, caecis occultisque vulneribus occiditur: hujus (proh nefas) sitienter sanguinem lambunt: hujus certatim membra dispergiunt: hac fæderantur hostiis: hac conscientia sceleris ad silentium mutuum pigrorantur. Haec sacra sacrilegiis omnibus tertiiora.* Vergl. hiezu noch cap. 28 und 30.

Brescia, † nach 381, erwähnt in seinem Buche *adversus haereses* neben vielerlei ketzerischen Sekten auch der Kataphryger oder Montanisten, wie man sie nach ihrem Stifter Montanus benannte, und beschuldigt sie des *infanticidium's*, welches sie in ihrer phrygischen Tempelstadt Pepuza alle Ostern begehen: „*ubi et mysterium Cynicorum et infantis execranda celebratur impietas; dicunt enim eos de infantis sanguine in pascha miscere in suum sacrificium suisque ita ubique emittere perniciosis et falsis satellitibus.*“ A. Hilgenfeld, Die Ketzergesch. d. Urchristenth. (1884) S. 572 u. 630. Gegen diesen Vorwurf erhebt sich sodann der karthagische Presbyter Tertullianus in seiner Schrift *de pudicitia*, indem er ausdrücklich hervorhebt, daß gerade die angeschuldigten Montanisten ja den Mord und Götzendienst als Todsünde betrachten; in einer andern, nicht mehr erhaltenen Schrift nennt er das Ganze ein Märchen (asserens, falsa esse de sanguine infantis), Hilgenfeld l. c., S. 561 u. 573; und in seinem Apolog. advers. gentes, c. 7 u. 8, deutet er auf dasselbe blinde Gerücht hin, das schon von Herodots Zeit bis auf Catilina fortgedauert habe und dessen namenloser Urheber ganz unmöglich je zu entdecken gewesen sei. Allein die barbarische Kirchensprache, von unglücklich gewählten Metaphern strotzend, und die fortdauernde kirchliche Verwendung jenes in Knabenform gebacknen Abendmahlbrodes verhalfen dem Märchen zur weitern Verbreitung. Die Kirche selbst gab dem Abendmahl die Bezeichnung *sacramentum infanticidii*, mit verwandtem Tropus wird Christus in den Hymnen als *puer redemptor* angerufen, und ebenso heißt es in der Constantinopolitan. Liturgie, mit fühlbarer Verklausulirung: „der Sohn des Vaters ist überall zerstückt, aber unvermindert; er wird überall gegessen, aber nicht verzehrt.“ Adolf Bastian, Der Mensch in d. Geschichte III, 156. 160. Und noch sehr spät hat alsdann die Kirche ähnliche ausgeartete Lehren ihrer sogenannten Bluttheologen zu bekämpfen gehabt. Darum ist der hl. Kirchenlehrer Thomas und nach ihm der Kardinal Turrecremata der Meinung gewesen, das sogen. Heilige Blut, welches in einigen Kirchen als dasjenige Christi vorgezeigt wird, sei keineswegs ein Theil des vom Crucifixus während der Passion vergossnen; denn was immer zur Natur des menschlichen Leibes gehört, das sei ganz in dem Leibe des vom Tode Auferstandnen vorhanden gewesen und also auch mit ihm gen

Himmel gefahren. Mithin könne jenes kirchlich vorgezeigte hl. Blut nur aus solchen geheiligen Opferbroden und Bildnissen Christi herstammen, aus denen bei Mißhandlungen bisweilen wunderbarer Weise Blut geflossen ist. Gerbert, Iter Alemann. (1773), 241.

Der Kapuzinerpater Fr. Prokopius giebt in seinem *Sanctorale*, einem mit kaiserlicher und bischöflicher Approbation 1666 erschienenen Predigtbuche, S. 58 nachfolgende Erklärung ab: „Man muß wissen, daß es kein Glaubensartikel und man nicht schuldig zu glauben ist, diese oder jene kirchlich vorgewiesnen Heilighümer seien wirklich diejenigen, für welche man sie örtlich ausgiebt. In Italien hat man mir mit grösster Reverenz und Ehrerbietigkeit, mit absonderlichen Ceremonien, mit angezündeten Lichern und angelegten Chorröcken gezeigt, daß dies das wahre, natürliche Blut Christi solle sein; und auch Makeln von seinem Blute auf einem in Gold gefassten Corporale zu Orvieto. Ich hab es allerdings andächtig geglaubt. Wenn ich es aber nicht geglaubt hätte, so wäre mirs darum keine Sünde gewesen, und ich wäre dennoch gut katholisch.“

Sehen wir uns nach den verwandten Vorgängen in deutschen Landen um. Das Kirchenconzil zu *Liftinæ* (Lestines, unweit dem Städtchen Binche im Hennegau), abgehalten am 1. März 743 oder 745, unter des Bonifacius Vorsitz und Karlmanns Oberhoheit, verurtheilt im „*Indiculus superstitionum et paganiarum*“ dreißig Volksbräuche als altheidnische oder ketzerische, unter denen der 26. Artikel betitelt ist: *De simulacro de conspersa farina*, d. h. von dem Götzenbilde aus Mehlteig. Pertz, *Monumenta III*, 19. Es ist damit dem Heiden verboten, sein Fest- und Tempelbrod, zur Ehre der Götter und in deren Form fernerhin zu kneten. Was man aber hiemit dem Glauben und Brauch des Heiden unter Androhung schwerer Leibesstrafen äußerlich benahm, das übertrug derselbe alsdann auf den von ihm mitangeschauten Christenbrauch, und eine ganz ähnliche Meinung wie die von M. Felix über das christliche **Abendmahlsbrod** geäußerte, findet sich hernach unter den nordalbingischen Sachsen und den Skandinaviern verbreitet. Doch um hierin deutlich sehen zu können, muß man vorerst wissen, wie und in welcher Form die altdeutsche Kirche ihren Gesammtbedarf an geweihtem Brode buk, und diese Vorfrage ist beantwortet, wenn man weiß, wie sich gleichzeitig ein im Marsch begriffenes deutsches

Heer seine tägliche Brodration verschaffte. Die schwedische Chronik des Olaus Magnus, verdeutscht ums J. 1560, fol., berichtet lib. 9, cap. 13, über die Bereitungsweise des nordischen Aschenbrodes. Die Reiterheere, sagt Olaus, haben stets ihren Mehlsack hinter sich am Sattel aufgepackt sammt einer Eisenplatte, die ihnen zur Tartsche und zugleich zum Brodbacken dient. Beim Lagern kneten sie das Mehl in Baumrinden, erhitzen den Boden durch Feuer, kehren ihn wieder rein um den Teig darauf zu breiten, lassen diesen unter der Asche ausbacken und bringen so in kurzer Zeit viel tausend Brode fertig. — In nicht viel anderer Weise konnte der jeweilige Bedarf an Abendmahlsbrot für einen ganzen Bezirk oder dessen Kirchgemeinde beschafft werden. Jeder Kirchgänger empfing die ihm vorbestimmte Mundportion, von Hostien war dabei noch keine Rede. Der strenggläubige und antikaiserliche Predigerordensmönch Heinrich von Nördlingen, † um 1351, nennt Christi Abendmahlsbrot den *ascherkuchen seins heiligen lichnams* (Strauch: Margaretha Ebner und Heinrich v. Nöndl., S. 262, Zeile 54); er spricht also aus ganz ähnlichen Anschauungen und Bräuchen wie der Psalmist, der 102, 9 von seiner eignen Verlassenheit sagt: „Statt des Aschenkuchens hab' ich nichts als die Backasche gegessen.“ Das bei der altchristlichen Abendmahlsfeier benutzte Brod war ein vom Bäcker oft in Form eines Reifens oder Kranzes gebacknes größeres Brod und wurde stückweise vertheilt. Ein Wandgemälde in der Katakombe S. Lucina zu Rom stellt das Altarsakrament dar als ein Glasgefäß mit rothem Wein und als ein Körbchen mit sechs aschenfarbnen Broden. Acht solche brodgefüllte Körbe bezeichnen abildlich das Abendmahl auf einem im Kircherschen Museum zu Rom aufbewahrten Sarkophag-Relief. Karl Rönneke, kaiserlicher Botschaftsprediger: Roms christl. Katakomben. Lpzg. 1886, S. 47 und 63. Daß sich die römische Kirche bis ins neunte Jahrhundert keiner Oblaten, sondern des gesäuerten Brodes zur kirchlichen Kommunion bediente, hat der Jesuite Sirmond in seiner *Historia pænitentiae publicæ*, Paris 1651, im Anhang *de Azymo*, unwiderleglich dargethan. Wiewohl er darüber sehr übel angesehen und kirchlich verschrieen wurde, so stimmte doch selbst der Kardinal Bona ihm bei und bestätigte dies in seinem großen Werk *Rer. Liturgicar.* lib. I, c. 23. Antwerp. 1677. 4º. Auch ihn traf heftiger

kirchlicher Tadel, aber nun trat der berühmte Mabillon ebenso dem Kardinal bei in der Dissertation *de pane eucharistico azymo et fermentato*, welche in dessen *Analectis* steht. Philipp Marheineke, Das Brod im hl. Abendmahle. Berlin 1817, S. 8. Dem Berichte des Honorius von Autun zufolge, der im XI. Jahrhundert lebte, erhielt erst in dieser Zeit das christliche Abendmahlsbrod die Form der Hostien oder der Denarien, weil, wie er beifügt, das Volk nun nicht mehr allzeit mit dem Priester kommunizire. Letzteres heißt also doch wohl: weil man ein schon altpacken gewordnes Speisebrod alsdann nicht mehr hätte brechen, nicht mehr zur Auspendung hätte brauchen können, wenn die Kommunion des Volkes stattfinden sollte. Jos. Marzohl, *Liturgia sacra* (Luzern 1835) II, 156. Während König Ludwig der Deutsche seine Weihnachten 873 zu Frankfurt feiert, wird das dorten verabreichte Abendmahl *buccella* genannt, also wiederum die Mundportion, der Bissen. Frankfurter Archiv 1839, Heft 2, 29. Es hat dasselbe sogar die Form unsrer jetzigen Salz-Wecke (man nennt sie landschaftlich noch Heidenwecke), und wird so den Kommunikanten ausgetheilt auf einem deutschen Gemälde aus dem 12. Jahrh., das aus dem Besitze des zu Meersburg verstorbnen Frhn. Jos. v. Laßberg in die fürstliche Sammlung zu Donaueschingen übergegangen ist. Grieshaber, Altd. Predigten II, p. XXXII. Auch die griechische Kirche buk ihren Bedarf kuchenförmig in einem flachen, doppelt sich zuschlagenden Eisenmodell (*ferramentum characteratum*), welchem auf den Innenflächen Figuren eingegraben waren. Nach eben dieser Methode wurden ums Jahr 1000 im Kloster zu St. Gallen die Offleten (*oblatæ*) gebacken (Ekkehardus VI., *Benedictiones ad mensas*, in den Zürch. Antiq. Mittheill. III, 100), und ebenso werden noch in Niederdeutschland die dort vielbegehrten Eisenkuchen fortgebacken. Mit den religiösen Darbringungen, *oblationes* genannt, verband man zugleich den Begriff von Opfern (*oblatum*, von offerre, woraus das deutsche Wort Opfer), und eben hievon erhielt das Abendmahlsbrod die beiden Namen Oblaten und Hostie (von *hostia*, das Schlachtopfer).

Solcherlei Formbrode waren es, die den deutschen Heiden veranlaßten, das christliche Kommunionsbrod für einen Mann, und den Kommunikanten für einen Mannesser anzusehen. Hierüber einige

Beispiele. Im mhd. Gedichte *Der Littower*, von Schondoch (14. Jahrhundert; Ausg. von J. v. Laßberg, Constanz 1826) sendet der Fürst der heidnischen Litauer einen Kundschafter nach Thorn ins Lager der Deutschordens-Ritter, mit denen er im Kriege begriffen ist. Hier ist der Litauer Augenzeuge der Kommunion und meint zu sehen, daß jeder der Ritter einen starken Mann zu verzehren erhält. Er gesteht hierauf dem Priester, es sei ihm nun wohlbegreiflich, daß, so oft ein Preuße niedergemacht werde, gleich ein anderer für ihn dastehe, und bittet, der Priester möge ihm doch auch vier solche Männer in den Mund schieben (Vers 227):

*ich sach, daz du nicht unterlieszt
und wie so künlich du da stieszt
einen mann in ieden bruder.
schieb in mich auch der männer vier!*

Von dem Wallfahrtsberge Hülfensberg im Eichsfelde, fünf Meilen von Göttingen, erzählt das gemeine Volk noch, daß hier Karls des Großen Heer, zur Schlacht gegen die Sachsen anrückend, das Abendmahl durch Bonifacius ausgetheilt erhalten habe. Indessen sahen die feindlichen Heiden von ferne zu und sprachen: Wie können wir gewinnen! Bonifacius steckt in jeden Mann noch einen! Aug. Ludw. Schlözer, Briefwechsel. Göttingen 1780, III, 359.

Albert Crantz, Sächsische Chronik II, Kap. 23, berichtet, wie der Sachsenherzog Widekind, nachdem er sich mit Kaiser Karl verglichen hatte, zu Ostern 785 über die Weser fährt und verkleidet das Heerlager der Franken besucht, welche eben die österliche Kommunion begehen. Er gewahrt dabei, daß ihrer Jedem durch den Priester ein Kindlein in den Mund gesteckt wird, sieht es in jeden Mund eingehen, aber aus keinem wieder herauskommen. Bolland. A. SS. tom. I, ad diem VII. Jan., in vita Widekindi. Als Ballade bedichtet von Platen, Gesamm. Werke in Einem Band 1843, S. 33. Als der Bekehrer Sanct Sigfried in Schweden die erste Messe las, meldete ein heidnischer Zuschauer dem Schwedenkönige: Sigfried nahm vom weißgedeckten Tische ein weißes dünnes Brod und hob es murmelnd empor; da schien es mir, als ob er ein Knäblein mitaufhebe, das den Mann anlächelte. Afzelius, Schwed. Sag. II, 67. Wenn der Klosterbruder Peter, der i. J. 1231 zu Mecheln lebte, beim Messelesen die Hostie erhob, so riefen ihm die Kinder zu: Mann, haltet das Kind fest! denn sie sahen, wie er da ein kleines

Kind an der Zehe festhielt; und wenn er die Kommunion nahm, so sprachen sie: der Mann ifst Kinder. Chronyke van Mecheln, door Remmarus Valerius. J. W. Wolf, Niederländ. Sag., no. 153.

Hoffentlich wird man den Einwurf, dies seien ja nur Sagen, für sich behalten. Denn was sie vorerst hier sollen, das beweisen sie handgreiflich, daß nemlich in der altdeutschen Kirche ganz beträchtlich viel und mit unverstelltem Appetit gegessen worden ist. Warum? Weil man, um die örtliche Kirche zu erreichen, sich oft auf einen weiten Marsch oder Ritt begeben mußte. Der geistige Hunger konnte hier eben so wenig ohne den leiblichen bleiben, wie damals als der Heiland die Fünftausend auszuspeisen hatte. Darum wird von der deutschen Sprache das kirchliche Abendmahl unbeantwortet eine Mahlzeit genannt; in einer altdeutschen Predigt aus dem 12. Jahrhundert heißt dasselbe *mervt*, aus lateinisch *merenda*, Vesperbrod (W. Wackernagel, Leseb. I⁴, S. 319); Meister Eckart, predigt: *nâch dem abentezzen, do der herre das sacrament sîns lichames stiffe.* (Pfeiffer, Deutsche Mystiker II, p. 354); in einer andern Predigt wird *coena domini* verdeutscht *ze nachtmuse*, und noch Luther sagt: „die Wort sind das Sakrament, so Christus gesprochen hat im Abendessen.“ Grimm Wörterb. I, 23. 25. Fragen aber die Bezweifler der Sage nun noch weiter um den wahren faktischen Grund der blutenden Hostie oder des blutenden Brodes, so sollen sie zugleich zur warnenden Belehrung gerade auf die Volks-sage selbst zurück verwiesen sein. Denn diese erfahrene Ältermutter, die man sonst mit dem Spottnamen Aberglauben abfertigt, giebt bereits Ursache und Wirkung über einen geheimnißvoll scheinenden Vorgang richtig an, während derselbe jetzt erst von der jüngsten Naturforschung erkannt worden ist. Wenn man das Vorbrod, sagt der bairische Bauer, aus dem Ofen nimmt, bevor es recht gar gebacken ist, so blutet's beim Anschnitt, und dies bedeutet als-dann große Hungersnoth. Schöppner, Baier. Sagenb., no. 882. Und eben solcherlei röthliche Wärzchen, mit denen sich die Speise im Zersetzungsprozesse wie mit Blut überzieht, heißen in unsrer oberdeutschen Mundart „Speisenblut“. Urkundio (Solothurn 1857), S. 520. Das Auge des Volkes sah also hier beobachtend in ein Geheimniß hinein, das man nach kirchlicher Lehre zu den Wundern zählte und frommgläubig verehrte; die Bauernpraxis aber

widersprach und behielt Recht, denn wie Göthe sagt (Bd. 49, S. 47), sind Geheimnisse noch keine Wunder. Der Geschichts- und der Naturforschung ist es endlich gelungen nachzuweisen, daß und warum die heftigsten Pestjahre zusammenfielen mit den heftigsten Ketzer-, Juden- und Hexenverfolgungen, und ebenso die anhaltendsten Hungerjahre mit den zahlreichsten Hostien-Mirakeln. Der Grund lag im Mißwachs der Cerealien bei schlechten Verkehrsmitteln und bei der hiedurch bedingten Unmöglichkeit eines weithin gehenden Getreidetransportes. Eine nasse Jahreswitterung ergiebt ein Fruchtkorn von überschüssigem Wassergehalt und also auch ein Brod, das sich bald mit Schimmel und Pilz überdeckt. Unausgereifte, gehaltlose Nahrungsmittel sind darum sowohl die Vorboten als auch die besondern Verbreiter allgemeiner Seuchen. Wird dem Weizenbrod Kuhweizenmehl (*Melampyrum*), oder Ackerkleesamen beigemischt, so backt es sich roth; wird Mutterkornmehl (*Secale cornutum*) in Roggenbrod verbacken, so zeigt dieses violetgefärbte Pünktchen. Zu den gefährlichsten Krankheits-Erregern und Ansteckungsträgern zählt man heute die durch bakteriologische Forschung ermittelte *Monas prodigiosa*, ein Pilz, der überall in der feuchten Luft der Keller, Küchen, Sakristeien etc. ein zur Fortpflanzung passendes Klima findet und die hier liegenden Vorräthe mit einer dickenden scharlachrothen Flüssigkeit überzieht. Aus den heute beobachteten Wirkungen dieses Pilzes läßt sich erst das von Livius aus der alt-römischen Geschichte erzählte Einzelfaktum richtig deuten; denn als dasselbe Bakterium i. J. 332 v. Chr. gleichzeitig mit der Pest in Rom auftrat, kostete dies damals 170 armen Matronen das Leben, welche man als zauberische Brodbeckerinnen hinrichtete.

Wir müssen aber nun derjenigen Periode geschichtlich näher treten, in welcher unsre vorstehende Legende spielt. Eilf kleine Hostien, zusammen unter dem Kristall einer Monstranz verschlossen, werden in der Grabkirche der niederbaierischen Stadt Deggendorf aufbewahrt und dorten bei den jährl. Prozessionen umhergetragen. Es sind diejenigen, welche i. J. 1337 durch eine von der dortigen Judenschaft bestochene Christenfrau nach und nach aus der Kirche entwendet und der Synagoge verkauft worden sein sollen, und dienen daselbst zum Beweise von der wahrhaften, leiblichen Gegenwart Christi im Altarsakramente. Denn so oftmal die Juden diese Hostien

durchstachen, zerhämmernten, in den Backofen und in den Brunnen warfen, zuletzt fraßen, verwandelten sich dieselben in eben so viele lebendige Kindlein, welche bluteten, lächelten, wieder Hostiengestalt annahmen und sich schließlich in die Hand eines neugeweihten Priesters niederlegten. Darauf am St. Michaelstag gleichen Jahres wurden sämmtliche Deggendorfer Juden überfallen und zusammen erschlagen, und der nachmalige Papst Innocenz VI. ertheilte selbiger Grabkirche vollkommenen Ablaß. Unser bekannter Ethnologe Dr. L. Steub hat in den „Altbäuerischen Culturbildern“ (1869) den Judenmord zu Deggendorf auf S. 21—146 aus den Quellen beschrieben. Sechzehn verschiedene Hostiensagen und noch dazu zwölf antisemitische Judensagen enthält Schöppners Baier. Sagenbuch.

Von dem aargauer Städtchen Zofingen aus war zur Pestzeit 1347 der Lärm ergangen, die dortige Judenschaft habe die Ortsbrunnen vergiftet, und die in den Zisternen daselbst angeblich aufgefundenen Giftsäcklein wurden rings den Magistraten der oberrheinischen Städte überschickt. Daraufhin verbrannte Basel alle seine Juden auf einen Tag (Basl.-Neujahrs-Bl. 1837, 10); Straßburg metzelte 2000 ebenso auf einen Tag nieder (Urk. bei Lünig IV, Abth. 1, 573), und die Mainzer, schreibt Nauclerus, haben ihre Juden dermaßen geröstet, daß das Fensterblei und die Glocken in St. Quintins Kirchthurm schmolzen (Hanhart, Schweiz. Gesch. II, 158). „Ein grausame pestilentz wütet 1349 bey 3 jaren durch alle land. Den Juden ward die schuld gäben, die sôltend die brunnen vergiftt haben, dero wurdend vil onschuldig gemartert.“ Schwytzer-Chronika, aufz der großen in ein handbüchle zuosamen gezogen etc. Durch Johansen Stumpffen gestellt. Getruckt zuo Zürych bey Christoffel Froschouer M. D. LIII, Blatt CLXII. Eben zu dieser Pestzeit schrieb unser aargauischer Cisterziensermönch seine vorstehende Legende von der im Altar verwahrten Hostie, welche erst nur in ihren Rändern sich röthet und dann binnen drei Tagen so vollständig blutfarben wird, daß sie frischem Fleische gleicht. Ein ähnlicher Vorgang aus der Luzernischen Nachbarschaft erklärt sich selber als einen Vorboten der Hungersnoth und lautet also: „1446. Ein erschröcklich bluet hat man gesächen im Creutzgang des klosters Eberseck, kam vom himmel, volgete darauf ein thüri.“ Joan. Horolanus (vulgo Hürlmann, Pfarrer zu Luzern, † 1577): Gedächt-

nußwürdige Geschichten Löbl. Eidtgnoschaft, MS. in Zurlaubens Stemmatographie Bd. 85, p. 457. — So weise, gütig und gelehrt die brandenburgischen und sächsischen Fürsten waren, so fehlte es doch auch unter ihrer Regierung nicht an Grausamkeiten, wenn der allgemeine Wahn dazu aufforderte. Unter Joachim I. erschien 1510 die Monas prodigiosa in Berlin besonders auf den Oblaten in den feuchten Gewölben der Sakristeien. Ein Kirchendieb hatte eben damals eine Monstranz gestohlen und war geständig, zwei Hostien daraus einem Juden verkauft zu haben. Man wurde des Letzteren habhaft und legte ihn auf die Folter. Er bekannte, was man wollte: daß er jene Hostien in Stücke zerschnitten, bis Blut daraus geflossen, daß er die Stücke an andere Juden weiter vertheilt habe, u. s. w. So wurden nach und nach 70 Juden eingezogen und gefoltert. Auch sie bekannten vor sämmtlichen Schöppen und Räthen Berlins, daß sie Christenkinder erkauft, zerstochen und das ausgelaufne Blut gegessen hätten; daß sie ein Stück Hostie in einen Matzen eingeteigt, in den Backofen geschoben, hierauf aber das Christuskind selbst im Backofen liegen gesehen. Das Ende war, daß man 38 verbrannte und die gesammte Judenschaft aus der Mark verbannte. H. L. Fischer, Das Buch vom Aberglauben (Hannover 1793) II, 113. Schleiden, Studien, 2. Aufl., 24.

Erinnern wir uns, dass M. Minucius Felix den frühesten Christen Roms vorwarf, sie bedürften bei ihrem brüderschaftlich begangenen Religionsmahl wirklichen Menschenblutes. Dieselbe absurde Verleumdung wurde hernach von den Christen selbst den Gnostikern aufgebürdet, traf während der Kreuzzüge die Juden, dann die Albigenser, alsdann die Hexen, in Frankreich sogar die Protestanten und ist schließlich abermals an den schutzlosen Juden der slavischen und syrischen Länder hängen geblieben. Im Nachfolgenden sollen nur solcherlei Ereignisse berührt werden, welche bei unserer eignen, schon längeren Lebensdauer zu unserem Wissen gelangten und durch die Journale zur allgemeinen Kunde gebracht worden sind. In Damaskus wurden die dortigen Juden 1840 beschuldigt, sie hätten den Kapuzinerpater Thomas daselbst als das ihnen zu ihrem Passahfeste nöthige Christenkind abgeschlachtet. Viele Juden wurden nach und nach eingezogen und schrecklichen Foltern unterworfen, Bastonaden gab's bis zu hundert Streichen.

Endlich nahm sich der reiche Menschenfreund Montefiore in London seiner armen Glaubensgenossen an. Das Endergebnis war, daß der französ. Konsul zu Damaskus, Graf Ratti-Menton, um sich dorten als Beschützer der Anatolischen Kirche aufzuspielen, diese Intrigue angesponnen und sich dazu der Habsucht des dortigen Paschas bedient hatte. L. H. Löwenstein, Judenverfolgung zu Damaskus. Rötelheim 1840. Die ultramontane Presse Frankreichs nahm sich jedoch diese schmähliche Niederlage keineswegs zu Herzen. Die beiden klerikalen Pariser Zeitungen *Bien public* und *L'univers* verbreiteten seit 1859 eine Schauermär, welche sich damals zu Fokschain an der moldau-walachischen Grenze zugetragen haben sollte. Einer Christenmutter sei ihr kleines Kind auf der Straße weggefangen, dessen Leiche aber in einer Judenkneipe zu Fokschain aufgefunden worden, bedeckt mit 120 Wunden, in denen Röhrchen eingetrieben steckten zur Abzapfung des Blutes. Eine ganz ähnliche, ebenso in's Nichts verlaufene Judengeschichte hat 1885 vor den ungarischen Gerichten geschwebt und unsre Zeitungen bis zum Ekel angefüllt.

Als man den nassen Weizen des Jahrgangs 1841 in den Garnisonsbäckereien von Paris, Versailles, St. Germain u. s. w. verwendete, zeigte sich die Brodkrume des Kommisbrodes mit demselben rothen Staub einer mikroskopischen Vegetation bedeckt und es gelang dem Naturforscher Gaultier de Claubly, denselben auf gesundes Brod anzusäen. Im Jahre 1847 zog dieser Kornpilz von Hamburg durch das nordwestliche Deutschland bis an den Rhein und galt damals für einen Vorboten der Cholera; und als er 1849 in den südlichen Departements Frankreichs auftrat, gewann der Gesundheitsrath zu Bordeaux in seinen Nachforschungen das Resultat, daß die Feuchtigkeit des Kernes und der Atmosphäre, bei einer Temperatur von 30—40 Grad, und der Einfluß des Lichtes die Bildung dieser Pilze vorzugsweise begünstigten. M. Chevalier, Wörterb. der Nahrungsmittel-Verfälschung, übers. von Westrum I, 139 ff. Während des heißen Sommers 1869 trat dasselbe Phänomen in und um Chemnitz auf; gewisse Speisen, wie Semmel, Braten, gekochte Kartoffel, überzogen sich in einer einzigen Nacht mit einem blutrothen stinkenden Schleime, in welchem sich das *Bacterium prodigiosum* zu Myriaden vorfand. Internationale homöopathische

Presse, 1877. Heft 1, S. 32. Wir schließen mit Göthe's Wort,
Bd. 47, S. 54:

Die Forschung strebt und ringt, ermüdend nie,
Nach dem Gesetz, dem Grund Warum und Wie.

Kap. 9. Hostien schwebend und leuchtend.

Nachfolgende Begebenheit haben wir aus dem Munde des Minoritenbruders C. von Winterthur. Einer seiner Bekannten, ein Weltgeistlicher, war eben auf dem Wege, mit dem Leibe des Herrn zu einem Kranken zu gehen, und mußte an der mit trunknen Gesellen besetzten Herberge vorüber. Da kam ein voller Zechbruder so blindlings gegen den Priester angerannt, daß diesem die Verwahrbüchse entfiel und die Hostien weit und breit sich zerstreuten; allein statt in den Staub zu sinken, stoben sie mannshoch empor, Sternchen gleich in der Luft flimmernd. Die Leute strömten zusammen, staunten, sanken anbetend nieder und priesen den Erlöser. Und der Priester sprach zu ihnen: Wenn da Einer noch an dem Übel litte, die Wahrheit des Altarsakramentes zu bezweifeln, so sehet, wie dessen Herzenschwäche hier der Herr selber heilt! Bleibet daher Alle um so fester im Glauben! Hierauf sammelte er die wunderthätigen Hostien wieder in den Speisekelch und trug sie in Begleitung der andächtigen Gemeinde auf den Kirchenaltar zurück.

Der denkende Leser wird hier die schonungsvolle zarte Vorsicht und die allseitige Klugheit besonders beachtenswerth finden, mit welcher diese kleine Erzählung angelegt und durchgeführt ist. Sie erweist an einer übernatürlichen Begebenheit den vollständig probaten Satz, daß keinerlei Rohheit und Erdenschmutz vermögend ist, das Göttliche, hier den „Leib des Herrn“, wesentlich zu verunstalten oder zu entwürdigen. Ein so vollbegründeter Gedanke aber kann kein bloßer Einfall und Einzelfall sein, sondern muß auch schon seine Vorgeschichte haben, und diese ist uns überliefert durch zwei sehr alte Berichte, welche Beide das Jahr ihres erzählten Ereignisses mit angeben. Eine Perg.-Hs. 4^o. vom Jahre 1340, aus der ehemal. Wettinger Klosterbibliothek (jetzt Aargau. Kantonsbibliothek: MS. Bibl. Wett. 7), enthält auf Bl. 24 eine